

**Literaturpreis 2020 der A und A Kulturstiftung
an Daniela Danz**

Laudatio auf die Preisträgerin

Martin Straub

Zwischen Aufbruch und Heimkehr

Gehen wir auf Reisen und betrachten als Wegmarken die vier zwischen 2004 und 2020 erschienenen Lyrikbände unserer Autorin: *Serimunt*, *Pontus*, *V* und den im Herbst zu erwartenden Band *Wildniß*. Der Weg führt über Berge und Meere hinweg, gleichsam hinter den Horizont, wohl wissend, dass diese Grenzlinie zwischen Himmel und Erde vom Standort des Betrachtenden abhängt. Zu Grenzen hat Daniela Danz ein ganz eigenes Verhältnis. Auch zu den zeitlichen. Sie selbst ist eine viel Gereiste. Immer wieder Armenien, die Ukraine und Russland. „Überhaupt“, so sagte sie mir erst kürzlich, „vermute ich manchmal von mir, dass ich nur schreibe, um einen Grund für Recherchereisen zu haben“. Aber was sind Recherchen ohne Ergebnisse? Wir Leser sind da selbstüchtig. Wir wollen teilhaben an den dichterischen Resultaten dieser Neugier und Sehnsucht nach Unbekanntem. Und die gibt es eben nur schwarz auf weiß. Schon die Orte, wohin sie ihre svolvi-Projekte, also internationale Schüler-Text-Werkstätten, bisher führten, Ost-Jerusalem, Gyumri, Abu Dhabi, Mumbai, Karachi und Tirana verheißen eine andere Welt. Die Ergebnisse dieser grenzüberschreitenden dichterischen Landnahme haben einen so ganz eigenen, ja, sogar einen geheimnisvollen Ton in ihrer polaren Struktur zwischen Aufbruch und Heimkehr. Daniela Danz durchdringt die Oberfläche der schnell dahineilenden Gegenwart, hebt Vergangenes ans Licht. Der heimatliche Landstrich, in den sie nach ihren Weltgängen zurückkehrt, trägt den geheimnisvollen Namen Serimunt. Wie eine sorgsame Archäologin legt sie seine Schichten frei, um damit erneut über ihn hinauzuweisen. Ein Zitat aus Zedlers Universal-Lexikon (1732-1754), auf das sich die Dichterin immer wieder beruft, eröffnet ihren ersten Lyrikband. „Serimunt“, heißt es dort, „sey der Strich gewesen zwischen der Saale

und Mulde, wo sie sich in die Elbe ergießen und habe sich erstreckt bis an die Nute, wo sich der *pagus Morassus* anfaengt“. Serimunt, hat das nicht einen geheimnisvollen poetischen Klang? Einen so ganz anderen als die nüchterne Bezeichnung Sachsen-Anhalt. Die Zedlersche Benennung beschwört die zeitliche Tiefendimension dieser Region, die man wohl mit einem bloßen Alltagsblick nicht wahrnehmen kann. Zugleich ist sie ein Bekenntnis zur Provinz, zu einer damit „verbundenen Langsamkeit und selbst dem Nichtgelingen inmitten des schieren Strebens und Gewinnens“. Ein gerade heute bemerkenswertes Bekenntnis der Lyrikerin. Seinen Niederschlag findet all das in einer erstaunlichen thematischen und formalen Vielfalt. „Tatsächlich sind Gedichte für mich der äußerste literarische Versuch, die Sprache an ihre Grenzen, nämlich an die des Nichtsagbaren, zu bringen – die größtmögliche Ausdehnung der Literatur ins Weglose der nichtsprachlichen Welt“, sagt sie und verweist auf die späten Hymnen Hölderlins. Solche Grenzüberschreitungen führen in ihren Bänden zu einer Begegnung der Gattungen. Seit *Pontus* sind die lyrischen Folgebände mit einer dichten kurzen bis an ihre Grenzen getriebenen essayistischen, z.T. parabelhaften Prosa durchsetzt, die sich mit der Verssprache berührt. Schon in ihrem ersten Band *Arachne*, dem jener ungleiche Zweikampf zwischen der Göttin Athene und der Spinnerin Arachne zugrunde liegt, hat sie dieses Zusammenspiel erprobt und die Sage mit Texten über die Seidenspinnerfabrikation und dem Text einer Frauenkrankenakte aus der Psychiatrie zusammengeführt. Das mag verstören, ja, verunsichern, aber vor allem zu der Frage führen, auf welchem Boden wir eigentlich stehen. Daniela Danz verharrt auch in ihren frühen Arbeiten weniger bei den Bildern einer unberührten Natur oder einer sich durch äußere Konturen charakterisierenden heimischen Landschaft als vielmehr bei der in ihr eingebetteten und überlieferten menschlichen Geschichte und deren Geschichten. Da gibt es in *Serimunt* balladeske Gedichte, wie um den Soldaten Gundermann, einer Woyzeck-Figur. Oder ein auf mehreren Ebenen angelegte, Zeit und Grenzen überschreitende Langgedicht um Heinrich von Morungen, jenen Dichter aus der „Heidelberger Liederhandschrift“ und der Legende über seine Indienreise. Seinen Ausgang nimmt das Gedicht, durchsetzt von Zitaten des Minnesängers, mit einer gegenwärtigen Ortserkundung um die Reste der Burg Morungen bei Sangerhausen. Das sind Verse, die die engen Umgrenzungen des Ortes überwinden und die weltumspannende Wanderkraft des Wortes lobpreisen.

„Über Wien Konstantinopel Edessa Bagdad / über das Meer nach Indien / Es ist nicht wichtig ob Heinrich diesen Weg gegangen ist / es ist nur der Ort der verweist / Vielleicht war es ein anderer der reiste / vielleicht war es nur ein einzelnes Wort / das wie Aale flußaufwärts ziehen / auf Wasserwegen zurückgekehrt ist“. Nein, es sind keine Idyllen, die sie zeichnet. Die Intensität ihres Gundermann-Gedichtes rührt aus dem inneren Zustand des lyrischen Helden, aus der Zerrissenheit eines Unbehausten und Heimatlosen in heimatlicher Landschaft. Später wird sie über ihr Verhältnis zu diesem Landstrich sagen, zu dem sie nach Studium in Tübingen und Prag, nach Leben und Arbeit als Kunstwissenschaftlerin und freie Schriftstellerin in Halle, gleichsam nach langer Wanderung zurückkehrte, nun als Leiterin des Schillerhauses zu Rudolstadt: „ich weiß so ungefähr, wie man sein muss, um sich anzuschmiegen an die Menschen, die Landschaft. Die Formen dieser Landschaft sind mir ein wenig vertraut. Doch mehr noch fremd. Ich mühe mich, diesen Landstrich zu erobern, ihm zu erliegen, eigentlich: ein Halm zu werden in ihm. Ein fremder Halm, denn etwas anderes werde ich nie sein. Ein etwas einzelner Halm, der dieselbe Schneelast im Winter trägt wie die anderen Halme und dieselbe Sonne im Frühling genießt. [...]Alles könnte anders sein. Ich sehe die griechischen Helden um mich herum durchs Hochfeld gehen. [...]Jetzt, wenn ich übers Hochfeld gehe, gehe ich auch durch das armenische Grenzland von Noyamberyan oder durch die Straßen von Belgrad.“ Zwischen diesen Äußerungen und dem Band *Serimunt* liegen 12 Jahre. Bewegte Jahre, die sie aus dem Nahbereich der Provinz heraustreten ließen, Gewinn und Verlust dieser Einschränkung genauer bedenkend. Ihr wohl bisher erfolgreichster Gedichtband *Pontus* von 2009, in bisher vier Auflagen erschienen, könnte man ein lyrisches Reisebuch nennen. Ihre Wege führen in die Ukraine, das Schwarze Meer und nach Israel. Wege, die sie mit einer großen formalen Vielfalt in Angriff nimmt. Was sie bewegt, sind nicht nur die Bruchstellen „zwischen Tradition und Moderne“, wie im Klappentext des Bandes zu lesen ist, sondern ihr geht es vielmehr um das Ineinander von Mythos und Gegenwart, um die Fortdauer existenzieller Grundkonflikte aus ferner mythischer Zeit bis hin in unser heutiges Dasein. Zweifellos ist für sie Franz Fühmann ein wichtiger Gewährsmann. Der Hellespont wird so für sie ein wichtiger Fahrens- und Erfahrungsraum. Es sind eben die Themen, Aufbruch, Flucht, Heimkehr und Tod, die nun mit einer großen lyrischen Empathie bedacht werden. Der Leser wird aus einem abgesicherten,

weichgespülten mitteleuropäischen Dasein herausgenommen und in entfernte Orte geführt. Etwa in *Pontus* nach Sewastopol und jene Buchtenlandschaft, wo vor 4000 Jahren die Griechen siedelten und Odysseus mit seinen Gefährten vor Anker ging. Ein Gedicht widmet sie Ovid in seinem antiken Exilort Tomis, dem heutigen Constanta. In dem Kapitel „Symbolon“ heißt es: „Iphigenie also am äußersten Rand Europas. Europa: das sage nicht ich. das schreibt Euripides. Iphigenie bietet ihm die Möglichkeit das Zentrum von der Peripherie aus zu betrachten. weil die mythischen Orte immer da sind wo wir sie suchen hat Iphigenies Tempel hier gestanden wo ich bin. auf dem Taurisberg unter dem Stalin einen Atombunker zum Schutz vor Bomben [...] in den Fels Graben ließ. hier liefen die Uboote der Schwarzmeerflotte in den getarnten Tunnel ein [...] der ganze Ort Balaklawa mit seiner 2500jährigen Geschichte totale Sperrzone und von den Landkarten getilgt. ein nicht vorhandener Ort. eine Leerstelle. Auge im Orkan des kalten Krieges.“ Eine andere Route des Bandes führt nach Israel. Immer wieder zitiert das Gedicht „Masada“, mit einem gelassen dahinfließenden Rhythmus eines in sich versunkenen lyrischen Sprechers. „Wenn du dann stehst wo es still ist dass du / es merkst wenn das Denken aufhört / und das Hören anfängt wenn das Hören aufhört / und das Sehen anfängt / wenn ein Vogel / fliegt wenn du als schwarzer Vogel gleitest / und schreist wenn du zu sprechen ansetzt / in der klaren Luft...“ So beginnt das Gedicht. Das historische Wissen um den Ort ist in einer sinnlichen Welterfahrung aufgehoben. Es ist jener Festung in der jüdischen Wüste gewidmet, die im Auftrag von Herodes gebaut wurde und ihre Bedeutung bis in die Gegenwart nicht verloren hat. Solchem dichterischen Verfahren eingeschrieben ist ein Toleranzgedanke, der sich mit den Fundamentalismen der Gegenwart auseinandersetzt und die Bindeglieder zwischen den Religionen und Kulturen beschwört. Man lese die Gedichte „Gabriel zu Maria“ und „Gabriel zu Mohamed“.

Meine Damen und Herren, ich habe den Eindruck, dass in dem Band V (ich setze in Klammern Vaterland) und dem zu erwartenden Band *Wildniß* ein unmittelbarer Zugriff auf politische Zeitfragen und die aktuelle Politik zu bemerken ist. Nun sind sie in letzter Zeit gewiss auch für die Autorin drängender geworden. Hinzu kommt, dass die intensive Beschäftigung mit dem Werk Friedrich Hölderlins sie zu diesem Themenkomplex und zu der Auseinandersetzung mit diesem Dichter drängt. Sicher gehört Mut dazu, dies lyrisch zu verorten. Wenn man allein die deutsche Geschichte

bedenkt und welches Schindluder heute mit Begriffen wie Vaterland und Heimat im Sinne eines völkisch-aggressiven Nationalismus nicht zuletzt in Thüringen getrieben wird. „Ich meine“, so Daniela Danz, „dass der Begriff Vaterland eine solche relevante Begriffsgeschichte vor allem in jüngerer Zeit hat, dass wir auf ihn nicht verzichten können.“ Und weiter: „Die Kunst vermag es, den Begriff beweglich zu halten, ihn der Vereinnahmung zu entziehen.“ Diese Überlegungen überschreibt sie mit: „Das philosophische Licht um mein Fenster – Über Friedrich Hölderlin“. Sie beginnt mit einem Rückblick auf ein Erweckungserlebnis. Ich will das ruhig einmal so nennen. „Was ist es, das mich nun schon seit über zwanzig Jahren in den Bann schlägt, seit jener ersten Nacht, als aus dem Radio eine Sprache klang, die ich noch nie gehört hatte, die mich traf, wie mich bis dahin nur der Strom der Weidezäune auf den Koppeln um mein Dorf getroffen hatte? Die keinen Zweifel daran ließ, dass ich, sobald ich die Schule und das Elternhaus hinter mir lassen könnte, dorthin aufbrechen würde, wo diese Worte geschrieben worden waren: nach Tübingen.“ Mit dem Vaterlandsbegriff, sich auf Hölderlin besinnend, kommt der Begriff Heimath in den Blick. Und sie beruft sich auf Walter Jens: „Nie ist in der deutschen Literatur Heimat als das große Voraus: als künftige Herberge und als utopischer Besitz, wenn sich die Zeit erfüllt hätte, mit jener Inständigkeit beschworen worden wie in Hölderlins Gedichten.“ Schon das Eingangsgedicht in V ist in dieser Hinsicht als ein Programm zu verstehen. „DAS IST DAS LAND VON DEM MAN SAGT / dass alles hier aufhört und alles anfängt / das sind die Dörfer die im Schlaf / über mich kriechen mit schweren Sockeln“ heißt es zu Beginn. Das ist der Ton, den viele bei dieser Poetin schätzen, die eindringlichen Bilder mit ihrem mehr dimensional-zeitlichen Raum und einer Fülle von Geschichten, die freilich nur angerissen werden. Der gemessene Rhythmus mit seinem erzählenden Gestus über eine Landschaft und ihrer Einbettung in die Alltagsgeschichte. „Cunabula“ ist das letzte Kapitel überschrieben, was so viel heißen kann wie Geburtsort, Heimat, Nest und Wiege, so das Wörterbuch. Zugleich gibt es einen Zugriff auf das Politische in Vergangenheit und Gegenwart im Gedicht. Etwa in der Auseinandersetzung mit Unterdrückung, Grenzziehung und Gewalt in der Geschichte des heimatlichen Landstrichs. Und dann überrascht sie mit satirischen Tönen. In „The embedded poet“ nimmt sie Silvio Berlusconi, Mahmud Ahmadinedschad und Putin im Stil der pindarschen Oden aufs Korn. „Wenn mit den flinken Wasserbewohnern Wladimir / du an einsamen Flüssen

kämpfst und deine brünierte / Brust und im Äther flimmernd erscheint“. Auch in diesem Band korrespondieren die Gedichte mit, man könnte vielleicht sagen, epischen Parabeln, sie muten an wie Mythen aus fernen Zeiten, in denen sich Verhaltensmuster und Rituale herausbilden, die die Menschheitsgeschichte bis zum heutigen Tag begleiten.

Nun verheißt schon der Titel *Wildniß* auf einen zivilisationskritischen Aspekt, den die Lyrikerin mit zwei Langgedichten am Anfang und Ende des Bandes unterstreicht. Daniela Danz rückt eine Frage in Hinblick auf Leben und Dichtung mehr und mehr ins Zentrum, wie man sich in einer globalisierten Welt zurechtfinden kann, in der man sich zwar immer freier grenzüberschreitend bewegt, aber sich in ihr zugleich immer fremder fühlt. Das berührt sich mit Hölderlins Nachdenken an der Zeitenwende. Im Dialog mit ihm gewinnt die Wildnis für sie eine neue Dimension. In dem eingangs stehenden Langgedicht des letzten Bandes heißt es: „Komm Wildnis in unsere Häuser / [...] überwuchere unsere Wünsche / Mülltrennungssysteme Prothesen / und Zahlungsverpflichtungen / [...] komm Wetter mit deinen Stürmen / [...] komm Wüste mit deinem Sand / [...] den Wachstumszwang riesele / in die Tastaturen die Raketen / und Raketenabwehrsysteme in / die Denkfabriken die Trollherzen / nur lass die Igel übrig mit ihrem / Schnaufen...“ Wildnis mag hier stehen für eine „Freiheit von zivilisatorischer Entfremdung“. (Th. Kirchhoff). Dabei verhehlt Daniela Danz ihren Zwiespalt nicht. Denn sie bedenkt zugleich, wie eine erbarmungslose Ausbeutung der Natur neue Wildnisse und Verödungen schafft. Zwei Städtegedichte fallen ins Auge. Das eine widmet sie Prypjat, vier Kilometer von Tschernobyl, eine Geisterstadt, 1970 gegründet und 1986 geräumt. „du stockst: willst nicht hinein in diese Landschaft [...] Rand dieser unsichtbar verstrahlten Wildnis...“ Das andere, ein zyklisches Langgedicht, ist „Stadt der Avantgarde“ überschrieben und beschließt den Lyrikband. Es ist die Stadt Beresniki im Nordural. Am Stadteingang ist zu lesen: „Stadt der Avantgarde“. Eine Stadt, so merkt Daniela Danz an, die 1932 um ein Chemiewerk gegründet und von GULAG-Häftlingen erbaut wurde. Sitz des weltgrößten Kaliproduzenten. Durch den rücksichtslosen Kali-Abbau wurde das Territorium völlig unterhöhlt. Der Boden ist brüchig. Im Dialog mit Hölderlin und dem Blick auf heutige Zustände bekommt der Begriff Wildnis noch eine weitere Dimension, wenn sie sich mit dem kulturzerstörerischen Fundamentalismus des IS und mit der Phraseologie extrem rechter Rhetorik der AfD auseinandersetzt.

„Wildnis der Rede“ ist eines dieser Gedichte überschrieben, und zum anderen mit „Nimrud“. Nimrud, jene Stadt, 13. Jh. v. Chr. gegründet und ab 2015 vom IS dem Erdboden gleichgemacht.

Was für eine Reise von Serimunt nach Prypjat und Nimrud. Eine Reise in die Ferne und verbunden mit dringlicher Selbstbefragung. Von einer Autorin, die immer wieder ihre Botschaften in neue Formen gießt, wie in den Kaskadengedichten mit ihrer ganz eigenen Versstruktur. Lassen sie mich mit folgenden Versen schließen:

Die Nacht kippt in das dämmrige Zimmer

läuft aus und alles ist schwarz was fangen
wir an mit unseren schwarzen Gedanken
wir tasten nach dem Morgen bis schließlich
ein erster Bus das Ende des Dunkels über
Land fährt und ich eine Feder neben deinem
Mund erkenne und wie dein Atem sie bewegt:
Die Sorgen von gestern haben uns vergessen

Werke von Daniela Danz, aus denen zitiert wurde:

Serimunt. Gedichte. Edition Muschelkalk der Literarischen Gesellschaft Thüringen. Wartburg Verlag Weimar 2004

Pontus. Gedichte. Wallstein Verlag Göttingen 2009. 4.Aufl.

V. Gedichte. Wallstein Verlag Göttingen 2014

Weggehen und Wiederkommen. In: Thüringer Stimmen. Porträts und Texte von fünfundzwanzig Autoren. Mit Fotografien von Harald Wenzel-Orf. Hg. Von Jens F. Dwars. Quartus Verlag Bucha bei Jena 2016

Das philosophische Licht um mein Fenster. Über Friedrich Hölderlin. Zwiesprachen – eine Reihe der Stiftung Lyrik Kabinett München. Hg. Von Ursula Haeusgen und Holger Pils. Verlag Das Wunderhorn. Heidelberg 2016

Wildniß. Gedichte. Wallstein Verlag Göttingen 2020



Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).